

(Nachdruck verboten.)

61 Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Kamp trat vom Fenster zurück und tat einen Schritt hinein in die Stube; er räusperte sich.

Mütting aber fuhr fort, und seine Stimme klang matt, hinabgewürgte Tränen zitterten darin.

„Sorg gut für sie, daß sie brav und ordentlich werde,“ hat mir es Luis noch gesagt, ganz kurz bevor sie gestorben ist! „Sorg für sie!“ Ja, ja — —!“ Der Mann weinte.

Auch Frau Kamp weinte und ihr Mann fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen.

„Für sie Sorge!“ meinte Mütting. „Ich muß halt schaffen gehn und — — — und!“

Da griff Frau Kamp wieder nach ihrem Messer. „Es hilft halt nix,“ sagte sie. „Ihr müßt heiraten! Eher kriegen ihr kein Ruh!“

„Ja, aber wen denn?“ fragte ihr Mann vom Fenster her. „Weißt eine, die für en paßt?“

„Na ja natürlich, die Marie doch!“

„Hm!“ Kamp fragte sich hinterm Ohr. Mütting rührte sich nicht.

Er sah die weißen Zähne der Marie, aber er sah auch ihr schmutziges Kopfstück! Die unreinliche Stube sah er, in der er sie damals aufgesucht, und eine Falte schob sich zwischen seine Augenbrauen.

„Paßt sie Euch nit?“ fragte Frau Kamp.

„Ach! Ich mein halt, sie is am End nit recht proper; aber ich hab auch an sie gedacht!“

„En handfest Mädel is sie! Das muß man ihr lassen,“ sagte Kamp und pflanzte sich wieder vor Mütting auf, die Hände in den Hosentaschen.

„Ihr denken wohl an das Kind, hä?“ fragte Frau Kamp.

„Nee, neel!“ sagte Mütting. „Das nit! Was kann sie dafür, wenn sie an en Niederliche gerät, an en Lump! Nee, das is nit! Das könnt sie mitbringen! Da hätt ich nix gege! Wo vier Kinder satt werde, da is noch für en fünftes was!“

„Ja, aber dann —?“

„Ja, hm! — Meinen ihr, daß die Marie gut zu meine Kinner is? Daß sie für sie Sorge tät, so wie es Luis?“

„Das — ja! — Wie Euer erscht Frau —! Du lieber Himmel! Ihr dürfen auch nit immer mit dere vergleichen! Aber gut zu de Kinner is de Marie schon, sie is nit frech. Und Euer Kinner, die hat sie gern. Es Emma besonders! Wie oft hat sie mir das nit schon gesagt. Wie leid er das Kind tät, und daß es gute Pflege habe müßt und eso . . .“

„Hm, ja, das denk ich als auch,“ sagte Mütting. „Und da meinen er —?“

„Ja — und e bißche Geld hat sie ja auch, die Marie,“ sagte Kamp.

„Na ja —!“ Mütting langte nach seinem Hut. Er drehte ihn ein paar Sekunden lang zwischen den Fingern.

„Na — da will ich halt einmal —!“ Schwerefällig stand er auf. „Da will ich halt einmal zu dem Marie gehn! Gut Nacht auch!“ Er trat aus der Tür.

Mit der Marie war er bald einig. Sie lachte vergnügt und rüttelte ihn an der Schulter.

„Am Sonntag bestellen mer's Aufgebot,“ sagte sie, „und dann kriegste bald wieder en Frau ins Haus!“

Als Bräutigam kehrte Mütting in seine Wohnung zurück, aber niemand hätte das dem Mann angesehen, und es war ihm auch nicht froh zu Sinn.

„Wenn sie nun doch nit die Recht wär?“ dachte er und seufzte. Und er überlegte, daß es am Ende doch besser gewesen wäre, wenn er's noch mit einem vierten Mädchen versucht hätte. „Die kann mer rauschmeiße, wenn sie nix taugt,“ und er seufzte noch einmal.

Zu Haus aber kam ihm der Christian jubelnd entgegen.

„Vater,“ rief er und seine Augen leuchteten, „Vater, der Herr Pfarrer hat gesagt . . . gesagt, ich sollt Dich frage, ob ich morge mit ihm und em Robert spaziere gehn dürft! Und

dann sollt ich morge gleich nach dem Esse komme und bis zum Abend täten mer bleibe!“

Da lächelte der Mann. „Du scheinst ja gut angeschriebe zu sein beim Herr Pfarrer!“ und er wandte sich nach der Luis um.

„Gib mer was zu esse!“ sagte er.

4.

Als anderen Morgens der Christian früh um fünf Uhr schon aufwachte, stahl er sich heimlich von des Vaters Seite im Bett und lief ans Fenster.

Er preßte das Gesicht fest an die Scheiben und guckte zum Himmel hinauf. Er sah nur ein kleines Stückchen davon, aber das war tiefblau, und der Christian hätte laut aufjubeln mögen vor Freude.

Heute durfte er ja mit dem Pfarrer und dem Robert spazieren gehen!

Ein paar Stunden später, auf dem Schulweg, erzählte er's dem Peter.

Der maß ihn mit neidischen Blicken.

„Mit em Pfarrer?“ fragte er.

„Inja!“

„Ja, Du, Du hast's gut! Jeden Tag fast spielste mit dem Robert, und jetzt nehme sie Dich gar mit spaziere!“

„Inja!“ Stolz und glücklich blickte der Christian drein.

Sie kamen gerade am Pfarrgarten vorbei. Ueber die hohe Mauer gingen ein paar Zweige des Birnbaumes, das Gewicht des reisenden Obstes zog sie tief herab.

Der Peter reckte sich, um eine Birne zu erhaschen.

„Daß doch!“ bat der Christian und zog seinen ausgebreiteten Arm herunter.

Da lachte der Peter. „Ja, Du,“ sagte er, „Du kannst bei Pfarrers im Garten Birne esse, aber ich? Ich muß mer sie stehle, wenn ich sie esse will!“ Des Knaben helle Augen blitzten auf. Dann kniff er sie plötzlich zusammen, und er zupfte den Kameraden am Ärmel.

„Du,“ er sah ihn bittend an, „Du, Christian, frag doch einmal den Robert, ob ich auch mit in de Garten komme dürft!“

Der Christian bebann sich. „Ich weiß nit —?“

„Na, ich mein, frage könnt doch einmal,“ beharrte der Peter. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen; er dachte an all das schöne Obst, das er bei Pfarrers im Garten essen wollte.

„Frage? — Na ja, ich will de Robert frage,“ sagte der Christian.

Und in der Zehnminutenpause fragte er ihn.

„Die Mutter hat's nicht gerne, daß ich mit so viel gewöhnlichen Kindern spiele,“ sprach der Pfarrerssohn und richtete sich stramm auf.

„Ich bin doch auch en gewöhnlich Kind,“ sagte der Christian verächtlich. Schmerzlich zuckte es um seinen Mund.

„Du!“ Robert schlang den Arm um des Freundes Hals.

„Du bist mein Freund, und Du sitzt der erste und bist nit ungezogen, und darum hat auch die Mutter nit dagegen.“

Ein Leuchten kam in Christians Augen bei diesen Worten. Ich will mir Mühe geben, daß ich immer der beste bleib, dachte er. Und seine Lippen preßten sich zusammen in festem Entschluß. Aber? Was nützt's mich, wenn ich der erste bin, fragte etwas in ihm. Und die Frage tat ihm weh. Er wollte sie nicht hören.

„Na, hast's em gesagt?“ fragte der Peter den Christian auf dem Heimweg.

Der nickte und wurde rot.

„Na, und . . .?“

„Em Robert sein Mutter hat's nit gern,“ sagte er und heftete die Augen auf den Boden.

„Du hast gar nit gefragt!“ schrie der Peter.

„Doch!“

„Du lägst ja!“ Und er packte ihn am Arm, rüttelte ihn und schlug ihm die Mütze vom Kopf. Da umfaßte der Christian mit dünnen Armen des Gegners Leib und warf ihn auf die Erde.

Sein Gesicht war totenblaß geworden, seine Augen glänzten, und keuchend ging sein Atem. Er lief davon, der Peter aber richtete sich auf.

„Er hat gar nit gefragt, der Bliener!“ schrie er und ballte die Fäuste hinter dem Davoneilenden.

„Er will allein mit em Pfarrersbub spiele! Er gönnt mer nit, daß ich auch en paar Birne krieg! Aber wart! aber wart!“ — Des Peters helle Augen funkelten.

Da drängte sich der August an den Peter heran. „Du, er hat aber doch den Pfarrersbub gefragt,“ sagte er, „ich hab's gehört!“

„So!“ lachte der Peter und ein harter Ausdruck kam in sein Gesicht. „E hat's gesagt! Dann sind's also die reichen Leut!“ und er ballte die Fäuste. „Sa, wenn ich nur wüßte, was ich dene antun könnt —? Den Bub haue —? Birnen stehle —?“ Es flogen ihm tausend Rachepläne durch den Kopf.

Unterdes war der Christian nach Hause gekommen, hatte den Hut aufgehängt und sich einen Stuhl ans Fenster gerückt. Davor kniete er nieder und begann seine Aufgaben zu machen, denn die Luis hantierte am Tisch.

Der Johann kroch über den Fußboden zu ihm heran und zupfte ihn an der Jacke. Er aber gab dem Kind einen Stoß. „Fort,“ sagte er, „ich muß arbeite!“ Ärgerlich zog er die Augenbrauen zusammen.

Die Luis nahm das weinende Kind auf. „Bist en wüßcher Bub, wenn das der Herr Pfarrer wüßt!“ sagte sie. Da stieg dem Christian das Blut in den Kopf.

Nach dem Essen zog er seinen Sonntagsanzug an. Seine Aufgaben waren gemacht.

„Bin ich sauber?“ fragte er die Luis, ehe er ging. Die trocknete die feuchten Hände an der Schürze ab und trat mit dem Bruder ans Fenster.

Sie drehte ihn ringsum.

„Juja!“ Sie betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Ihr Ärger darüber, daß er den kleinen Johann so schlecht behandelt hatte, war verflogen. Sie dachte jetzt nur daran, daß der Christian mit Pfarrers spazieren ging, und eine stolze Freude war in ihr.

Am Gartentor erwartete der Robert seinen Freund.

„Du, ein Herr Vikar geht noch mit uns und meine Cousine!“ raunte er ihm zu, „die Lätitia!“

„Lätitia?“ fragte der Christian, „ist das ein Name?“

„Ja, ein römischer oder ein griechischer, ich weiß nicht genau, aber meine Cousine ist aus Mannheim!“

„Lätitia,“ wiederholte der Christian, „Lätitia!“

Fremd klang der Name seinem Ohr. „Römisch, griechisch,“ dachte er. Er wußte von der Schule, daß die Römer vor Zeiten im schönen Land Italien gelebt, und es kam ihm ein kleiner Italiener in den Sinn, ein braunes Büschlein mit blühenden, dunklen Augen und blauschwarzem Haar — ob diese Lätitia auch so aussah? Der Knabe stand noch sinnend da, als die, von der er sich eine Vorstellung zu machen suchte, aus der Türe des Pfarrershauses trat.

Und seine Armenkinderaugen weiteten sich.

Er sah ein dustiges, weißes Kleid und einen schönen Hut. Es war der Reichtum, den er zuerst nur sah, und der blendete ihn. Aber bald schälte sich aus dieser Wolke des Reichtums ein freundliches Gesicht. Ein paar helle Augen sahen ihn an, eine Hand streckte sich ihm entgegen und eine weiche Stimme sagte:

„Du bist doch Roberts Freund Christian, nicht wahr?“

Da nickte er, während ihm das Blut in die Stirn schoß. Das also war die Lätitia! Er fühlte, wie sein Herz klopfte. Und diemeil er noch mit rotem Kopf dastand und scheu zu dem Mädchen hinübersah, traten der Pastor und der Vikar unter die Türe.

„Ach, der Christian!“ rief der Pfarrer. Er nickte dem Knaben lächelnd zu und wandte sich an seinen Nachbar. „Den kennen Sie noch gar nicht, Herr Amtsbruder, Roberts Freund, der Stolz seiner Klasse! Immer eins im Zeugnis!“ Und er schüttelte dem Buben die Hand.

Dem war das Blut noch mächtiger in die Stirn geschossen und er hatte den Kopf ein wenig höher gereckt bei dem Lob. Seine Lippen öffneten sich, aber gleich darauf schlossen sie sich trotzig und fest.

Ein Vorgang, den er vor wenig Tagen in der Schule erlebt, stand jäh vor seiner Seele.

Es war in einer Freiviertelstunde, draußen regnete es und die Knaben der ersten Bank saßen eng zusammen und plauderten. Sie sprachen davon, was sie werden wollten. Es waren aber lauter Kinder aus guten Häusern, die ihre guten Plätze zumieist deshalb hatten, weil die Eltern ihre Schulaufgaben überwachten.

„Ich werde Pfarrer!“ hatte der Robert gesagt. „Und ich Minister!“ rief der Sohn des Amtsrichters. Und einer

wollte Offizier werden und ein anderer Arzt. „Und Du, Christian?“ hatte der Robert gefragt und den Arm um den Hals des Freundes gelegt. Er aber hatte geschwiegen und seine Hände hatten sich geballt.

Und es war ihm zum erstenmal durch den Sinn geschossen, daß all die Knaben, die heut und morgen noch unter ihm saßen, zum Herbst ins Gymnasium kämen und später seine gelehrte Herren würden!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Grabrede.

Nach Branislaw G. Ruschitsch. Von Roda Roda.

Es war an einem Dienstagmorgen. — Der Herr Amtmann ging wie gewöhnlich in sein Bureau, meine Wirtin stritt, wie immer, mit ihrem Manne — kurz, der Morgen versprach keine sonderlichen Ereignisse.

Da plötzlich geschah etwas, was nicht im Kalender gestanden hatte; es kam ein Polizist von der politischen Behörde zu mir, und was noch viel ungewöhnlicher ist: die Augen des Polizisten standen zum Ueberfließen voll von Tränen. — Ich hatte bis dahin noch niemals die Tränen eines Polizisten gesehen und betrachtete sie mit aufrichtigem Interesse.

„Herr,“ sprach er, „Herr, unser Amtmann hat mich zu Ihnen geschickt. — Ich soll Sie aufs Bureau bringen.“ — Und er verfiel in helles Schluchzen.

Ich kam nicht weinen sehen, ohne gleich mitzutun, besonders wenn ich zur politischen Behörde geladen bin. — Ich stand erschüttert auf und fragte: „Wissen Sie zufällig, warum mich Ihr Amtmann sehen will?“

„Ja, Herr, ich weiß es zufällig. — Diese Nacht ist Josef Wellow gestorben, ganz plötzlich gestorben. Gestern abend hat er noch gelebt und heute ist er tot.“

„Gott sei seiner armen Seele gnädig. — Aber ich mache aufmerksam: ich kann mein Alibi nachweisen.“

„Darum handelt es sich ja gar nicht,“ sagte der Polizist, „sondern die ganze Stadt rüstet sich zu Wellows Leichenbegängnis, und man beruft auch Sie.“

„So — so —. Nun, da heißt es natürlich — gehen.“

Der Amtmann nahm mich ungemein liebestwürdig auf, wenn er auch sichtlich gedrückter Stimmung war, bot mir einen Stuhl an und sprach mit zitternder Stimme zu mir. — Ueberhaupt redete heute jedermann mit zitternder Stimme. Ich erinnerte mich, daß sogar meine Wirtin mit ihrem Manne am Morgen anders, feierlicher als sonst, gekantet hatte.

„Lieber Herr,“ sagte mir der Amtmann, „Sie haben wohl gehört, welcher Schlag unsere Stadt getroffen hat. Diese Nacht ist Josef Wellow gestorben. Ich brauche Ihnen nicht erst zu schildern, wieviel wir dem Seligen verdanken, und wir haben beschlossen, unserer Dankbarkeit öffentlich Ausdruck zu geben. Es soll dem Verstorbenen eine Grabrede gehalten werden. — Sie haben — nicht wahr? — einmal ein Theaterstück geschrieben — man darf Sie daher gewissermaßen sozusagen als Literaten betrachten. Ich glaube, daß Sie am ehesten imstande sein werden, diese Rede zu halten.“

„Herr Amtmann,“ erwiderte ich höflich, „ich gebe zu, daß man mich gewissermaßen sozusagen mit einigem Recht als Literaten betrachten darf, wenn ich auch diese Art der schönen Künste, die Grabreden nämlich —“

„Ach nein, nein, es soll ja keine gewöhnliche Grabrede werden. Ich lasse Ihnen vollkommen freie Hand. Sie können selbst den Stil wählen, es braucht auch durchaus nicht klassisch zu werden.“ — Der Amtmann geriet in Verwirrung und rückte einen Stuhl zurecht. „Mir fehlt auch das notwendige Material.“

„Und die Verdienste des Verstorbenen, — Wissen Sie denn nichts davon?“

„Ich bin erst kurze Zeit hier. Aber — zählen Sie mir die Verdienste kurz und bündig auf.“ Ich nahm Notizbuch und Bleistift hervor.

„Die will ich Ihnen gleich sagen.“ — Der Herr Amtmann begann sich die Stirn zu glätten, dachte sichtlich nach, drehte sich nach rechts und links, dann einmal um sich selber, ergriff die Papierschere, schnitt sich vier Nägel ab und sprach: „Aufrichtig gestanden, ich bin nämlich auch erst vier Jahre hier. Ich könnte Ihnen nur einige allgemeine Phrasen sagen, aber für Ihren Zweck brauchen Sie eher Einzelheiten — wie?“

„Gewiß.“

„Wenn Sie die Güte hätten, sich zum Herrn Erzpriester zu bemühen? — Am besten, Sie gehen zum Herrn Erzpriester.“

Ich drückte dem Herrn Amtmann die Hand und machte mich zum Herrn Erzpriester auf. Unterewegs aber entwarf ich den Anfang meiner Grabrede.

Der Erzpriester saß in seinem Lehnstuhl, hatte gestückte Pantoffeln an und weiße Socken und las in der „Perfekten Nothin“.

„Sehr schön, wirklich edel von Ihnen!“ rief er lebhaft, als ich ihm mein Vorhaben geoffenbart hatte.

„Sie, Herr Erzpriester, können mir als Seelforger doch wohl am besten die Verdienste des Verstorbenen schildern.“

„Natürlich, natürlich.“ — Er legte das rechte Bein auf das linke. — „Ja. — Was im besonderen die Kirche anbetrifft, da hat der Selbige allerdings. — Ja. — Er war ein guter Christ und, was die Hauptsache ist, sehr reich, der reichste Mann in der Stadt. Und dann — er war, wie gesagt, sehr reich — und dann —“. Der Erzpriester tat das linke Bein auf das rechte, betrachtete umständlich seine gestickten Pantoffel. „Ja — hören Sie einmal — ja — ich rate Ihnen, Sie gehen zum Herrn Bürgermeister, der wird Ihnen nicht lang genug erzählen können. Sie glauben nicht, was das für ein ausgezeichnete Mann, dieser selbige Josef Wellow — ein erhabener Charakter — und sehr reich.“

Der Erzpriester geleitete mich bis zur Türe, drückte mir die Hand und sagte noch einmal: „Wirklich ungemein edel von Ihnen, daß Sie den Seligen nach Gebühr zu würdigen gedenken. Wir können ihm unsere Dankbarkeit gar nicht lebhaft genug ausdrücken.“

Der Herr Bürgermeister beschimpfte eben eine Partei in Gemeindeangelegenheiten, und damit er nicht etwa glaube, daß auch ich etwas fordern gekommen wäre, beeilte ich mich, ihm meine Absicht darzulegen.

Er lächelte traurig, drückte mir die Hand, warf die Partei rasch hinaus und widmete sich ganz mir.

„Schade, schade um unseren guten Wellow“, sprach er.

„Sie haben ihn lange gekannt?“

„Wir sind zusammen aufgewachsen.“

„Dann haben Sie wohl die Liebenswürdigkeit, mir ausführlich — aber ich bitte, Herr Bürgermeister: ganz ausführlich seine Verdienste um die Stadt aufzuzählen.“

„Sie wollen also die Grabrede halten? — Sie werden wenigstens eine Stunde reden müssen, lieber Herr, denn das läßt sich nicht kurz abmachen. Wir haben an Wellow viel, viel, unendlich viel verloren. Ich habe angeordnet, daß sich der städtische Ausschuß vollzählig hier versammle. Die Gemeinde wird einen Kranz stiften.“

Ich nahm mein Notizbuch und einen Bleistift hervor.

„Was ich von ihm weiß?“ rief der Bürgermeister. „Glauben Sie denn, daß Sie das alles in eine Rede zwingen können? Ich meine, man wird zwei Reden halten müssen. Wenn wir geeignete Persönlichkeiten hätten, wäre es sogar gut, drei Reden zu halten: eine im Heim des Verstorbenen selbst, eine vor dem Rathaus und eine in der Kirche.“

„Ich möchte am Grabe reden.“

„Das wäre dann die vierte Rede. Ausgezeichnet. Eine im Heim des Verstorbenen, eine zweite vor dem Rathause, die dritte in der Kirche, die vierte auf dem Friedhofe.“

„Ja, aber ich habe noch keinen Stoff.“

„Verzeihen Sie, daß ich in einer so traurigen Angelegenheit läche. Sie haben keinen Stoff? Und die Verdienste des Verstorbenen? Schildern Sie doch einfach die Verdienste des Verstorbenen! Wenn Sie eine Stunde reden, haben Sie noch immer nicht die Hälfte gesagt.“ Der Bürgermeister sprang auf, lief durchs Zimmer und wiederholte immer wieder: „Sie werden eine Stunde reden und haben noch nicht die Hälfte gesagt.“

„Herr Bürgermeister, ich bin hier fremd — bitte, sagen Sie mir also, was der Verstorbene für die Stadt getan hat.“

„Lieber Herr — gern. Ohne weiteres. Ich will Ihnen genau Punkt für Punkt aufzählen. — Fangen wir an!“

Er setzte sich in seinen Stuhl und dachte einen Augenblick nach.

„Also zunächst: Wellow war sehr reich.“

„Das habe ich schon notiert.“

„Zweitens — zweitens — Er war also, wie gesagt, sehr reich, unglücklich reich. — Und seine Verdienste —? — Er hatte ganz unglückliche Verdienste. — Wissen Sie, Bruderherz, es wäre doch gut, wenn Sie den Herrn Amtmann fragten.“

„Da bin ich schon gewesen. Der Herr Amtmann ist aber erst drei Jahre hier.“

„Wichtig. Das hatte ich vergessen. Uebrigens hat sich der Verstorbene seine Hauptverdienste doch um die Stadt gesammelt. Die politische Behörde soll sich gar nicht einmengen.“

Er verstummte und begann sein Schnupstuch zu suchen. Als er es nicht fand, klingelte er und sandte einen Polizisten nach seiner Wohnung. — Die ganze Zeit über sann er nach.

„Sie fragen mich also, wenn ich Sie recht verstehe, nach jemand, der Ihnen die Verdienste Wellows genau schildern kann? — Nun, das wird niemand besser können, als der Herr Erzpriester. Ich will Ihnen eine Karte an ihn mitgeben.“

„Danke sehr, ich bin schon da gewesen. — Der Herr Erzpriester hat mich zu Ihnen geschickt.“

„Ah — so!“ — Und er ließ die Hände auf die Knie sinken. —

„Ja, wenn man die Verdienste des Seligen alle herzählen wollte, käme man überhaupt nicht zu Ende. Sie werden unmöglich alles in einer Rede sagen können, das geht nicht. Eine Rede im Heim des Verstorbenen, eine vor dem Rathause, eine in der Kirche, die vierte am Grabe — das wären vier. — Ich schlage aber vor, es sollte noch eine Rede vor dem Gymnasium gehalten werden.“

„Gewiß, Herr Bürgermeister — aber die Verdienste des Verstorbenen . . .“

„Will ich Ihnen sofort sagen — und als Stadtvater mit einiger Genugthuung — hm. — Lieber Freund, kennen Sie die Firma Grodek u. Co.? — Grodek war vor mir viele Jahre hindurch Bürgermeister und außerdem Duzfreund des seligen Wellow. —

Ich erinnere mich nicht an alle Einzelheiten, aber Grodek wird Ihnen drei Tage zu berichten haben.“

Ich erhob mich, der Herr Bürgermeister geleitete mich an die Türe und empfahl mir noch einmal, ich möge zu Grodek gehen — außerdem aber den Herrn Amtmann bewegen, es mögen fünf Reden gehalten werden.

Herr Grodek ließ mich nicht ausreden.

„Was schickt man Sie denn zu mir?“ rief er. „Gewiß hat sich der Verstorbene unergiebige Verdienste erworben — aber was schickt man Sie zu mir? Gehen Sie doch zum Amtmann!“

„Da bin ich schon gewesen.“

„Also zum Erzpriester.“

„Bin ich auch gewesen.“

„Dann zum Bürgermeister.“

„Von dort komme ich eben.“

„So? Na, dann gehen Sie zum Kreisphysikus, der war sein Arzt, er hat ihn behandelt, er weiß alles.“

Ich traf den Kreisphysikus im Hofe, er legte eben Gurken ein. „Herr Doktor, Sie waren des seligen Wellow behandelnder Arzt. — Die Stadt ist durch den Tod des verdienstvollen Mannes in große Trauer versetzt worden.“

„ardon, Herr, ich muß alle Schuld an seinem Tode mit Entschiedenheit von mir weisen. — Ich habe dem Seligen ausdrücklich leichte Diät vorgeschrieben und er geht hin und isst Bohnen. Ich bitte, drei Keller Bohnen. — Angenommen, ich bitte, Sie sind gesund, ein starker junger Mann, und Sie fressen drei Keller Bohnen auf. — Sie werden jappen, sag' ich Ihnen, nach Lust jappen wie ein Kind. — Kreisphysikus! Kreisphysikus! — Was hilft der Kreisphysikus, wenn man drei Keller Bohnen auffrisst und wie ein Kind nach Lust jappt?“

Ich unterbrach ihn und legte ihm den Zweck meines Besuches dar.

„Herr,“ sprach der Physikus feierlich, „man hat Ihnen nicht zu viel gesagt. Der selbige Wellow war ein überaus verdienstvoller Mann. Wenn Sie ein Notizbuch und einen Bleistift hätten.“

„Das habe ich.“

„Dann schreiben Sie, bitte! — Zunächst muß ich Ihnen sagen, Wellow war sehr reich. Sehr reich.“

„Ist schon notiert. — Und weiter?“

Kurz, der Physikus schickte mich zum Gymnasialdirektor, nachdem er vorher versucht hatte, mich zum Amtmann, zum Erzpriester, zum Bürgermeister und zur Firma Grodek u. Co. zu schicken.

Der Gymnasialdirektor behauptete, ich sei ihm sehr willkommen, er wäre eben auf dem Wege zu mir gewesen — und endlich mußte ich den königlichen Ingenieur aufsuchen.

Es läuteten alle Glocken. Von der Terrasse her wälzte sich eine ungeheure Menschenmenge, das Leichenbegängnis. Die Behörden, die Gemeindeglieder, der vollzählige Ausschuß, der Alerus, der Lehrkörper des Gymnasiums, die Schulen, die Zünfte.

Kränze, Fadeln, alle Läden geschlossen.

Und als der Kondukt schon vor der Kirche stand, lief ich noch immer von einem Würdenträger zum anderen, lief die Vereinspräsidenten ab, die Kassierer, die Zunftältesten, die Professoren, die Notare, die Rechtsanwälte, Aerzte und Beamten. Und in meinem Notizbuch stand immer noch eine einzige Zeile:

„Der selbige Wellow war sehr reich.“ —

Kleines feuilleton.

— „Nachbarschaftstrunk.“ Der „Konst. Ztg.“ wird aus Ueberlingen geschrieben: Kürzlich wurde nach altem Herkommen hier wieder der „Nachbarschaftstrunk“ abgehalten. Die Hausbesitzer einer Straße bilden nämlich eine „Nachbarschaft“ mit dem ursprünglichen Zweck, gute Nachbarschaft zu pflegen, sich gegenseitig in Not beizustehen und etwaige Zwistigkeiten bei einem Glase Wein zu schlichten. Dieser Brauch soll aus der Pestzeit (1610 bis 11) herühren. Nach damaligen Anschauungen sah das Volk in dieser Krankheit eine Strafe des Himmels und tat nach Aufhören derselben das Gelöbniß, von nun an in Frieden und Eintracht zu leben und zum Gedächtnis desselben jeweils am Johannisfest ein Versöhnungsfest zu halten. Jede Nachbarschaft hat als Vorstand einen sogenannten „Gassenpfleger“. Er ist zugleich auch Vermögensverwalter; denn die Nachbarschaften besitzen Vermögen, das aus Stiftungen und aus Einkaufsgeldern („Einstand“) herührt, und dessen Zinsen unter die Mitglieder für den Nachbarschaftstrunk verteilt werden. Dem Gassenpfleger steht zur Seite als Gehülfe und Diener der sogenannte „Nachbarschaftsmesner“. Beide werden auf Lebensdauer gewählt. Der Nachbarschaftstrunk wird immer um Johanni abgehalten, entweder an diesem Tage selbst oder am darauffolgenden Sonntag, oder auch am Peter- und Paulstage. Vorher aber läßt der Gassenpfleger die Nachbarschaft zu sich zur „Abred“ ein, wo nun das Nähere über die Abhaltung der Festlichkeit ausgemacht und die Rechnung vorgelegt wird. Abends kommen nun die Mitglieder mit ihren Frauen und Kindern in der bestimmten Wirtschafft der betreffenden Straße zusammen zur gemüthlichen Unterhaltung und Schmauserei. Jedes Mitglied, das sich beteiligt, erhält sofort seinen Anteil aus der Kasse bar

ausbezahlt, und zwar je nach dem Nachbarschaftsvermögen 40 Pf. bis 2 M. Sämtliche Familien bleiben in fröhlichster Stimmung beisammen; manchmal werden Reden gehalten, Lieder gesungen usw. So vergehen die Stunden und meist dauert der Nachbarschaftstrunk bis Mitternacht und darüber. Gegenwärtig bestehen noch 15 Nachbarschaften mit einem Gesamtvermögen von 10 000 M.

t. Reinigung der Luft beim Gewitter. Ein Bakteriologe und ein Chemiker, Foulerton und Kellas, haben sich zusammengetan, um den Vorgang der Luftreinigung insbesondere von Bakterien zu studieren, so weit sie durch Entladung elektrischer Ströme bedingt ist. Zu diesem Zweck wurde der von einer gewöhnlichen elektrischen Lichtleitung gelieferte Strom zunächst in einen sehr hoch gespannten Wechselstrom verwandelt. Die Entladungen erfolgten blitzschnell aufeinander durch Benutzung eines Kondensators und eines Funkengebers. Der Wirkung dieser Entladungen wurden nun verschiedene Bakterien ausgesetzt, die in Glasröhren mit destilliertem Wasser in der Nähe angebracht wurden. Die Einrichtung war so getroffen, daß die Bakterien einmal von der elektrischen Entladung und ferner von der Wirkung des elektrischen Stromes, der hinterher durch die Flüssigkeit auf dem Wege zur Erde hindurchfließen mußte, in Mitleidenschaft gezogen wurde. Es stellte sich heraus, daß nichtsporenbildende Bakterien, umgeben von gewöhnlicher Luft, in einer Zeit zwischen 7½ und 15 Minuten vernichtet wurden, während sporenbildende Bakterien eine größere Widerstandskraft zeigten, in der Regel aber auch innerhalb einer Viertelstunde erlagen. Der Nährboden, in dem sich die Bakterien befanden, war am Abschluß des Experiments stets sauer geworden, und zwar durch Aufnahme gewisser Mengen von salpetriger Salpetersäure. Der so nachgewiesene Vorgang der Keimtötung kann auf verschiedene Weise erklärt werden. Erstens konnte er durch von dem elektrischen Funken ausgehende Lichtstrahlen bewirkt werden, zweitens durch die dabei entstehenden Wärmestrahlen, drittens durch besondere im Anschluß an die Entladung in der Luft gebildete Stoffe und endlich durch unmittelbaren Einfluß der elektrischen Kraft auf die Bakterien selbst, ohne Mitwirkung irgend eines chemischen oder sonstigen Vorganges. Nunmehr wurde nachgewiesen, daß die Licht- oder Wärmestrahlen dabei nicht in Betracht kommen konnten, daß dagegen der elektrischen Entladung außer den erwähnten Stickstoffsäuren noch Ozon und Wasserstoffsuperoxyd gebildet wurden. Die beiden letzteren chemischen Stoffe werden jedoch durch die Gegenwart der ersteren rasch wieder zersetzt. Dagegen ist aus weiteren gründlichen Versuchen der Schluß gezogen worden, daß gerade die Einwirkung der Stickstoffsäuren zur Vernichtung der Bakterien führt, während auch die vierte Möglichkeit, wonach die elektrische Kraft selbst unmittelbar bakterientötend einwirken könnte, keine Bestätigung gefunden hat. Daß jene Verbindungen von Stickstoff und Sauerstoff gerade im Anschluß an eine elektrische Entladung besonders wirksam werden, erklärt sich daraus, daß sie durch letztere erst erzeugt werden, und es ist eine vielfach beobachtete Tatsache, daß chemische Vorgänge besonders kräftig eintreten, wenn die betreffenden chemischen Stoffe gerade im Augenblick der Entstehung miteinander in Berührung kommen. Bei einem Gewitter kommen neben dem Blitz allerdings auch noch andere Umstände in Betracht, vor allem der gewöhnlich damit verbundene starke Regenschall, der den Staub jeder Art aus der Luft gewissermaßen fortwäscht. Außerdem bringt der Regen Luft aus den oberen Schichten in die Gegend der Erdoberfläche herunter, und daraus erklärt sich auch die auf ein Gewitter folgende Abkühlung, indem die höheren Luftschichten kälter sind. John Aitken, dem die gründlichsten Forschungen über den Staubgehalt der Luft zu verdanken sind, beschreibt in der „Nature“ eine Beobachtung, die er bei starkem Regen auf der Spitze des Eiffelturmes gemacht hat. Staubzählungen, die vor dem Eintritt des Regens vorgenommen waren, hatten gezeigt, daß die unreine Stadtluft noch bis in die bedeutende Höhe von 33 Meter gelangte. Nach dem Regen aber war die Luft so staubfrei, wie Aitken sie nur je auf einer Bergspitze der Hochalpen gefunden hatte. Diese Tatsache war durch das Waschen der Luft durch den Regen allein nicht zu erklären, sondern es muß eben angenommen werden, daß der Regen auch gleichzeitig reinere Luft aus größeren Höhen herunterbringt.

Kunst.

e. s. Ein Jahrhundert deutscher Kunst. Das große Werk über die Jahrhundertausstellung ist jetzt erschienen (Verlag Bruckmann, München). Der starke Band, der auf ungefähr 300 Seiten an 400 Abbildungen der bedeutendsten Bilder bringt, bildet für die Zukunft ein unschätzbares Material zur Erforschung der deutschen Malerei im neunzehnten Jahrhundert.

Chodowicki steht am Anfang dieser Epoche. Er schildert in seinen besten Werken unbefangenes das einfache Leben seiner Gegenwart und wird damit Vorbildlich für die nachfolgende Generation. Danach kam Rom als Ziel der deutschen Künstler auf. An der Spitze steht Cornelius. Diese Künstler heißen die Nazarener. Ihre Vorbilder sind die Italiener der Renaissance, vornehmlich Rafael. Das Beste findet man bei ihnen in Bildnissen und Landschaften. — In der Folgezeit tritt Hamburg entscheidend in den Vordergrund. Die Künstler haben sich hier eine Selbständigkeit gewahrt, die imponiert. Kunge, Oldach, Wassmann, das sind die Namen, die man sich merken muß, alles Landschaftler

von beinahe moderner Naturauffassung. — Hamburg tritt Wien gegenüber. Hier schwebt man mehr in den Farben und gibt sich temperamentvoll der Welt der Erscheinungen hin. Als vielseitigstes Talent von ausgesprochen malerischer Begabung erscheint hier Waldmüller, der die Luft so fein zu malen verstand, daß wir erst jetzt seine Werke zu schätzen anfangen. — In Berlin wirkt nach Chodowicki Krüger, bei dessen Bildern die ganze Welt des damaligen Berlin lebhaft vor uns ersteht. Aber nicht kulturhistorisch allein sind seine Werke interessant, er fesselt auch als Künstler, der scharf beobachtet, sicher zeichnet und der Farbe ihr Recht läßt. Menzel schließt direkt an Krüger an; wie dieser ein genauer Beobachter der Natur, ein gewissenhafter, unermüdlicher Künstler. Als Landschaftler ist Blechen bemerkenswert, der märkische Landschaften ganz modern und mit tiefer Empfindung malt. Gärtner malt Straßen und Plätze von Berlin mit allem malerischen Reiz. — Düsseldorf hatte in Schnaus, Bautier, vor allem in dem großzügig angelegten Retzel Künstler von eigenem Charakter, von denen die beiden ersten vor allem einen Blick für die einfache Schönheit des alltäglichen Lebens besaßen. Sie legten den Grund zu der späterhin grassierenden Genremalerei, bei der der Stoff die Hauptsache wurde. — Nach Dresden führen Dahl und Friedrich, beides Landschaftler, die es fertig bringen, das atmosphärische Spiel von Licht und Luft in ihre Bilder zu bannen. Kamenlich Friedrich verband in ganz eigener Weise Phantastik mit realistisch genauer Beobachtung. — München trat dann entscheidend als Mittelpunkt in den Vordergrund. Den akademischen Malern tritt Kobell gegenüber, dem Berliner Krüger vergleichbar. Und Spitzweg, der in Frankreich malen gelernt hat, bringt den Reiz der neuen, intimen Naturbeobachtung nach München. Neben ihm kam dann aber entscheidend jene Richtung hoch, die späterhin so verheerenden Einfluß ausübte, jene Schule, an deren Spitze Piloty stand, die in Farben schwebte und in Kostümmalerei ausartete. Dann Makart, der einen Farbenrausch auf seine Bilder zaubert. Ferner sind Max Defregger (mit dem eine besondere Richtung anhebt, die Bauernmalerei), Lenbach zu nennen. Der größte unter ihnen ist Veibl, der genaue Arbeit mit malerischer Anschauung verbindet. Entscheidenden Einfluß übt seine einzig dastehende, weiche Art, zu malen, auf Trübner aus. Neben diesen ist Thoma zu nennen. Diese Linie endet bei Liebermann, der sich viel in der Welt umschaut, um dann das Gesehene neu zu verwerten, ein Maler mit Intelligenz. Als die drei bedeutendsten Maler dieser Zeit stehen Böcklin, Marées und Feuerbach vor uns. Alle drei suchen sie die verloren gegangene große Form in der Malerei. Böcklin, als Schweizer mit einem Fonds gesunden Humors und urwüchsiger Kraft begabt, Marées, der nervosere Künstler, der an diesem Problem sich zerrieb und Feuerbach, dessen Schaffen uns nun nach dieser Zusammenstellung seiner Werke in neuem Licht erscheint. Er vereint monumentale Anschauung und farbige Gestaltung; er steht darum überragend da in der Geschichte der modernen Malerei.

Das sind in kurzem die Resultate der Ausstellung, wie sie Eschudi, der Leiter der Galerie, in der klar geschriebenen Einleitung zu dem genannten Werk formuliert hat. —

Humoristisches.

— Entschuldigt. Frau: „Unerböt: Du fühlst, wie Dir im Gedränge das Portemonnaie aus der Tasche gezogen wird und wagst nicht, den Dieb festzuhalten?“

Mann (kleinlaut): „Ach, ich dachte ja, Du wärst es gewesen, Anuele!“ —

— Reflexion. „Früher hat mein Mann allmonatlich zwanzig Mark von seinem Gehalt zurückgelegt! . . . Seit er aber im Sparverein ist und dreimal wöchentlich in die Vereinsabende geht — ist's aus damit!“ —

— Auf der Jagd. Fürst (der fehlgeschossen hat): „Es ist unmöglich, daß ich daneben geschossen habe!“

Förster: „Seine Hoheit möge bedenken, daß Seiner Hoheit nichts unmöglich ist!“ — (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

— Karl Hauptmann hat ein fünftaktiges Drama „Moses“ vollendet. —

— „Spagenerliebe“, ein dreiaktiges Lustspiel von Louis Artus, geht am 15. August im Lustspielhause in Szene. — i. Rom 1.—4. Oktober wird in den Räumen der Berliner Universität ein Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge tagen. —

t. Nestbauende Frösche gibt es in Afrika. Der englische Naturforscher Chrishy fand ein solches Fröschnest in einem Walde am Albert-See östlich von Uganda. Es hatte nur etwa 10 Zentimeter im Durchmesser und bestand aus einer Masse von speichelähnlichem Schaum, die außen verhärtet war und, an einem Blattbüschel angeheftet, etwa ½ Meter über dem Wasserspiegel eines kleinen Flusses schwebte. In dem Nest befand sich ein Durcheinander von kleinen Kaulquappen. Das Nest gehörte wahrscheinlich einem der in jener Gegend heimischen Baumfrösche an. Nestbauende Frösche sind übrigens auch aus Indien, Japan und Südamerika bekannt. —